

Biografische Verläufe obdachlos gewordener Menschen

Von Marie Hessel

Einleitung

Jeder Reisende kennt es aus eigener Erfahrung: Wann immer man am Bahnhof einer fremden Stadt ankommt, nimmt man die Umgebung wahr, versucht sich zu orientieren, sammelt erste Eindrücke und stets gehört zu dieser ersten Begegnung auch die eher unbewusste oder flüchtige Wahrnehmung der Obdachlosen dieser Stadt. Da niemand als Bettler oder Stadtstreicher geboren wird, stellt sich die Frage nach dem Schicksal oder der Biografie derjenigen, die in eine derartige prekäre Existenz innerhalb unserer Gesellschaft abstürzen. Ist es die Folge einer falschen Wahl, aus einer Mischung von Unwissenheit, Hilflosigkeit, Überforderung und fehlender Alternativen, die dazu führt, dass sich diese Menschen in einem Zustand entwürdigender Verwahrlosung und somit an einer Endstation ihres bisherigen Lebens wiederfinden? Sind es soziale Krisen wie Arbeitsverlust, Verschuldung oder persönliche Problemsituationen wie beispielsweise Krankheit, Verlust von Beziehungen zu den Eltern, dem Partner, den Freunden? Lässt sich die Dynamik der Abwärtsbewegung in diesen Lebensläufen für uns Sozialarbeiter und Heilpädagogen erschliessen oder bleibt doch verborgen, was der entscheidende Auslöser war, der einzelne Schicksale aus dem gewöhnlichen Leben herauskatapultierte?

Während meiner zweijährigen Tätigkeit als Sozialarbeiterin in einer städtischen Notunterkunft für Obdachlose begegnete ich Männern am Ende ihres Weges in die Wohnungslosigkeit. Bei offenen Gesprächen, fern von der zu Beginn stattfindenden Sozialanamnese, begannen einige von ihren individu-

ellen Erfahrungen und ihren Lebenswegen zu erzählen. Aus der Lebenslaufperspektive zeigte sich, wie prägend die Ereignisse der Kindheit und Jugend gewesen waren, die Hinweise auf Brüche und einschneidende Erlebnisse aufwiesen. Es liegt der Schluss nahe, dass diese Brüche, zumal durch Wiederholungen, diese Lebensläufe unvermittelt oder Schritt für Schritt in eine Krise geraten liessen.

Kenntnisse über die Ursachen der Wohnungslosigkeit, das subjektive Empfinden und die Lebensbeschreibungen der Obdachlosen sind rar. Fragen nach den lebensgeschichtlichen Verläufen auf dem Weg zum Wohnungsverlust und in die unterschiedlichen Existenzformen der Obdachlosigkeit bleiben offen, ebenso die nach den Zusammenhängen zwischen den gesellschaftlichen Bedingungen und den individuellen lebensgeschichtlichen Erfahrungen.

Zudem zeigt sich häufig eine mangelnde Wirksamkeit im beruflichen Umgang mit den Menschen im Obdach. In dem folgenden Beitrag wird der Versuch unternommen, sich der Lebensgeschichte und Haltung von drei obdachlos gewordenen Menschen mittels biografischer Interviews zu nähern. Leitend ist dabei das Interesse, die einzelnen Verläufe in ihrer Individualität darzulegen. Dadurch soll eine Annäherung an ein ganzheitliches und realistisches Bild der Sozialwelt von Obdachlosen stattfinden, um anhand der Ergebnisse professionelle Einstellungen und Handlungsweisen zu folgern.

Besonderheiten des Feldes und die Haltung des Forschers

Bei der Kontaktaufnahme und während der Interviewsituation kommt es auf einen alltagsnahen Sprachgebrauch und einen natürlichen, nicht stigmatisierenden Umgang mit der aktuellen Lebenssituation an. Da diese oft mit einer Alkoholsucht oder psychischen Erkrankungen einhergeht, muss im Vorfeld davon ausgegangen werden, dass reduzierte kommunikative Kompetenzen vorliegen können.

Ohne schwierige Lebenssituationen voreilig mit Erfahrungen der Traumatisierung in Verbindung zu bringen, sei dennoch erwähnt, dass dies im Zusammenhang von biografischen Erzählungen ein Thema darstellt, welches unbedingt berücksichtigt werden sollte, da «[...] traumatisierte Menschen nur schwer darüber erzählen können oder es sogar generell gelernt haben, nicht über ihre Verletzungen zu sprechen.» (Rosenthal 2006, S.32) Dies stellt eine besondere Herausforderung an die Gesprächsführung dar, da entsprechend sensibel mit dem Interviewpartner umgegangen werden muss, vor allem dann, wenn der Erzählfluss ins Stocken gerät, etwa durch bruchstückhafte und widersprüchliche Erzählungen oder Erinnerungslücken.

Da es sich bei der zu untersuchenden Zielgruppe um besondere Klienten handelt, die dem äusseren Erscheinungsbild und ihrem Verhalten nach ihre Selbstachtung verlo-

ren zu haben scheinen, ist es hier umso wichtiger, ihre Würde zu wahren als grundlegender Auftrag von Massstab der Sozialen Arbeit und Heilpädagogik, an dem das eigene Handeln auszurichten ist. Auf diese Weise kann, Paul Tiedemann zufolge, die Selbstachtung wieder wahrnehmbar und «wiederhergestellt» werden:

«Dem Klienten können Möglichkeiten eröffnet werden, wie er sich selbst sehen kann oder will. Er eröffnet ihm einen grösseren, inneren Handlungsspielraum: Der Sozialarbeiter entwickelt eine Vorstellung von seinem Klienten, die geprägt ist von dessen nicht antastbarer Würde. So kann er daran mitwirken, die Grundlage für eine mögliche Lebensänderung zu schaffen.» (Tiedemann 2006, 95 ff.)

Drei Biografien im Vergleich¹

Nach vergeblichen Verabredungsversuchen mit dem ersten Klienten hinterliess ich an seinem Rückzugsort schliesslich einen Zettel mit der Bitte um Kontaktaufnahme. Drei Tage später erhielt ich einen Anruf, der zu einem Treffen auf einer Friedhofsbank führte. Das zweite Interview kam in der Innenstadt Kölns zustande. Die Anfrage auf eine Einladung zu einem Brötchen und Kaffee wurde spontan angenommen. Das Interview mit dem dritten Klienten wurde ebenfalls auf diesem Wege eingeleitet, wobei das Gespräch auf seinen Vorschlag hin nebeneinander sitzend an seinem Bettelplatz stattfand. Ein Vergleich der drei Geschichten zeigt, dass sich in der Kindheit und Jugend viele Parallelen finden lassen, dennoch werden zunächst in Form einer knappen Synthese die individuellen Motive und Handlungsmuster dargestellt.

Michael: «Es lohnt sich zu leben»

Michael wächst in einem von Sucht und Gewalt belasteten Familiensystem auf und erhält dort nicht ausreichend emotionale Sicherheit und Geborgenheit. Der Kontakt zu seinem leiblichen Vater bricht früh ab. Ein Stiefvater kommt hinzu, womit die Familie zwar im traditionellen Sinn vollständig, nach innen hin aber konfliktrüchrig und brüchig erscheint. Seine Biografie lässt sich als Streben nach Autonomie, nach Handlungsfähigkeit trotz früher Ohnmachtserfahrung verstehen. Er selber bezeichnet seine Jugend als «katastrophal, eigentlich» und thematisiert die Beziehungslosigkeit zur Mutter durch direkte Rede. An keiner anderen Stelle des Interviews kommen Zurückweisung und Desinteresse der Mutter so anschaulich zum Ausdruck, wie in der folgenden: «Ich habe dreizehn Jahre geskatet und wenn meine Ma einkaufen war und ich habe im Hof irgendwie einen Trick geübt und meine Ma kam wieder habe ich gesagt «Mama guck mal.» «Ach lass mich mit dem Scheiss in Ruhe.» So.» Diese Sequenz steht stellvertretend für die gesamte Beziehung.

Die Suche nach einem Halt, den er durch seine Familie nie erfahren hat, wird zu seinem Leitmotiv. Beides zusammen führt zu einem ständigen Wechsel von Bindungs- und Verankerungsversuchen und deren Sabotage durch sein eigenes Verhalten. Michael beschreibt diese negative Lebensphase mit folgenden Worten: «[...] und dann tingelst du von Hühnerort zu Hühnerort, wo pennst du heute, wo pennst du morgen. So, damit fängt es ja schon mal an. Nee und habe dann irgendwie nicht so richtig den [...] ja, den Halt gefunden.» Nach mehreren Lebenskrisen bis hin zum Suizidversuch, immer auf der Suche nach Halt und Selbstwirksamkeit, ist Michael aktuell auf Grund der Geburt seiner Tochter und einer neuen Partnerschaft in der Situation sagen zu können, dass er sein Leben wertschätzen kann: «Nachdem meine Tochter da war so [...] und ich jetzt auch meine neue Partnerin habe, lohnt es sich eigentlich zu leben.» Eine festigende Lebensstruktur ermöglicht ihm die Tätigkeit auf dem Friedhof, wo er die Arbeit anderer Sozialstundenleistender organisiert. Damit besitzt er einen Rückzugsort und eine Aufgabe, die ihm eine Tagesstruktur ermöglicht und seinem individuellen Leistungsvermögen entspricht.

Achim: «Hätte besser sein können»

Achims Biografie ist durch den frühen Kontaktabbruch zum Vater und die Trennung von der Mutter und den Geschwistern geprägt. Eine Heimunterbringung in jungen Jahren erlebt er als sehr schmerzlich: «Getrennt. Das war das Schlimmste. Hätten sie uns alle zusammen gelassen. Das wäre schön gewesen. Aber die haben uns ja überall verteilt. Ich glaube, das habe ich bis heute nicht so ganz [...]. Wenn sie uns doch zusammen gelassen hätten.» Durch diese frühe, wahrscheinlich traumatisierende Entwurzelung ist ihm eine differenzierte und emotionale Auseinandersetzung mit seiner eigenen Lebensgeschichte nur begrenzt möglich. Er fasst seine Kindheit mit den Worten: «[...] war nicht schlecht, auch nicht schön [...]» als durchschnittlich zusammen und vermeidet eine tiefergehende Rückschau. Auch den weiteren Verlauf seines Lebens betrachtet er sehr distanziert: «Nicht gerade gut und nicht schön, naja mittelmässig. Hätte besser sein können.» Sein biografisches Handlungsmuster ist von einem Verdrängungsmechanismus geprägt, der es ihm ermöglicht, sich mit seiner aktuellen Lebenssituation zu arrangieren. Achims schicksalsergebene Haltung und eine innere Distanz zum Erlebten sind für ihn kennzeichnend. Die Art und Weise, wie er seit 14 Jahren sein Leben auf der Strasse bewältigt, kann man allerdings als selbst initiierte Entwicklung bezeichnen. Er pflegt einen kreativen Umgang mit der Situation der Arbeits- und Wohnungslosigkeit, indem er sich von seinem Stammplatz aus in umliegenden Geschäften nützlich macht und bei Gelegenheitsarbeiten aushilft, z.B.

beim Sperrmüll. Damit knüpft er an institutionalisierte Muster auf niedrigem Niveau an. So ist es ihm geglückt, sich in seinem «Revier» durch Hilfsdienste zumindest notdürftig zu vernetzen und Wertschätzung zu genießen.

Alex: «Ich will anders leben»

Alex steigt in seine Erzählung ein mit der metaphorischen Äusserung, sein Leben sei «[...] ein ganzes Buch», ohne dass seine Narration ein zumindest in einigen Kapiteln zusammenfassbares Erzählkontinuum tatsächlich hergibt. Stattdessen handelt es sich um fragmentarische Einblicke, als sei selbst ihm sein eigenes Lebensbuch verschlossen. Dennoch offenbart das Interview im weiteren Verlauf Sprachvermögen und das Bemühen um eine reflektierte Lebenshaltung. Sein Weg führt ihn bereits im frühen Jugendalter in die Obdachlosigkeit, was er sachlich schildert: «[...] dann bin ich mit 13 komplett abgehauen und dann war ich wirklich obdachlos. Also ab dann war ich wirklich weg.» Seine Biografie erscheint als hartnäckig verfolgter Befreiungsversuch aus für ihn unerträglichen familiären Umständen. Einen Grossteil seiner Lebensenergie steckt er in die Verwirklichung des Wunsches, «anders» zu sein. «Ich werde immer bunte Haare tragen, meine Lederjacke anziehen, meine Springerstiefel anziehen [...] Ich will nicht in dieses/in diese Standardschublade gesteckt werden. Ich will anders leben. Ich kann das so nicht.» Dies steht im Zusammenhang mit einer bewussten Einstellung gegenüber der Gesellschaft und seiner eigenen Rolle in ihr. Ein Leben in einem institutionalisierten Rahmen ist für ihn nicht vorstellbar, stattdessen strebt er nach Entfaltung seiner Unangepasstheit und danach, die Rolle des Sonderlings ausleben zu können, unabhängig von traditionellen Reglements und Strukturen. Es zeigt sich, wie er hier durch die individuelle Wortkombination «Standardschublade» sein Anliegen unterstreicht, wobei gleichzeitig durch die Negation («Ich kann das so nicht.») in seinem Anschlussatz der Mangel an innerem Spielraum deutlich wird. Dem entspricht die Beschreibung auf die Frage, was das Leben auf der Strasse für ihn bedeutet: «Das ist so [...] die halbe Freiheit. Ja das ist – ja das ist die halbe Freiheit. Das ist/Ich bin nicht ganz frei. Das weiss ich, weil ich bin abhängig. Von egal irgendwas. Jeder ist von irgendwas abhängig. Aber ich bin trotzdem freier, als wenn ich in einer Wohnung wäre und arbeiten gehen würde.» Er reflektiert dann das Leben unter extremen Bedingungen und findet seiner Beschreibung nach hier die Erfüllung selbstgesetzter Massstäbe: «Also das ist dann halt, wenn man nur auf der Strasse ist, hängt man viel miteinander rum, das ist halt ein sehr intensives Leben, sagen wir es mal so. [...] Das ist kompletter Zusammenhalt.» Er erscheint als Exot, als «bunter Vogel», der sich gleichzeitig der Gefährdung seiner Existenz bewusst ist. Als Leitmo-

tive seines Werdegangs lassen sich ausmachen: Die Suche nach Solidarität und der Anspruch auf eine Sonderrolle mit möglichst grosser Unangepasstheit. Trotz seiner ablehnenden Haltung vermag er durchaus Sympathie und Zuneigung zu wecken. So bittelt er auf kreative Art und Weise, indem der Passant entscheiden kann, ob er den Becher mit der Aufschrift z.B. «Alk», «Puff» oder «Rock» befüllt. Alex bestätigt durch dieses provozierende Spiel mit seiner Rolle die rebellische Grundhaltung. Seine Fähigkeiten dienen ihm als Überlebensressource, sodass er unabhängig von staatlicher Unterstützung leben kann.

Gemeinsamkeiten

Trotz der Unterschiede in den hier geschilderten drei Lebensentwürfen lässt sich in einem zweiten Schritt eine Gemeinsamkeit festzustellen: die gelungene Einbettung in einen kleinen, überschaubaren Lebensraum. Ihr Lebenswandel hat die drei Befragten aus dem gesellschaftlichen Rahmen herausfallen lassen, jeder von ihnen hat es aber vermocht, einen alternativen Lebensraum zu besetzen, der ihnen ein Nischendasein ermöglicht.

Zu der schwierigen Ausgangssozialisation, bei der traumatisierende Anteile vermutet werden können, gehört bei allen drei Biografien das Fehlen der Vaterfigur am Lebensbeginn. Eine Überforderung der Mutter und prekäre wirtschaftliche Verhältnisse sind die Folgen. In zwei Fällen ist dies verbunden mit der Einführung eines Stiefvaters, was zu neuerlichen Loyalitätskonflikten führt. Psychische und physische Gewalt gehören zum Alltag. Im anderen Fall führt die Rolle der Alleinerziehenden zu einer starken und nach aussen hin so auffallenden Überforderung, dass sie in der Heimunterbringung der Kinder mündet. Nimmt man den Biografieverlauf von Kinder- oder Jugendtagen an in den Blick, wird deutlich, dass die Familie hier als primärer Sozialisationskontext und schützender Rahmen versagt, so dass schon in der Jugend der übliche Biografie- und Sozialisationsverlauf verlassen wird, der über Schule und Ausbildung eine Integration in die Arbeitswelt vorsieht. Familiäre Krisen und Konflikte, instabile Beziehungen zu den primären Bezugspersonen und soziale Isolation, physische und psychische Gewalterfahrung sowie eine schwierige ökonomische Ausgangssituation sind die benennbaren häuslichen Dimensionen, die sich als gefährdende Sozialisationsbedingung zusammenfassen lassen und die in allen drei Lebensläufen zutreffen (Chasse 2003, S. 191 ff.). Die prägende Auswirkung der Zurückweisung und Missachtung für die persönliche Identitätsbildung fasst Stefan Thomas passend zusammen: «Die Eltern-Kind-Beziehung ist nicht nur aus dem Grund von elementarer Wichtigkeit, weil das Kind bis zum Erwachsenenalter auf eine zuverlässige Integration in den elterlichen Versorgungs- und Unterstützungsrahmen existentiell angewiesen ist. In einer

weitaus tiefer liegenden Weise ist der Heranwachsende emotional in das psychodynamische Beziehungsgefüge der Familie verstrickt. Dieses existentielle Bezogensein auf die Familie wird angesichts der offensichtlichen Unfähigkeit der Eltern, eine liebende und haltende Beziehung aufzubauen, in der die Bedürfnisse und Affekte des Kindes ausreichende Berücksichtigung finden, nun zur Quelle von Betrübnis, Bedrückung und Selbstzweifel.» (Thomas 2010, S. 253)

Bei den hier dargestellten Fällen verläuft der weitere Weg im Erwachsenenalter über unterschiedliche Stationen. Diese führen letztendlich zu den dargestellten Formen der Obdachlosigkeit und es kristallisieren sich individuelle Lebenshaltungen heraus.

Bedeutung der Ergebnisse für die Soziale Arbeit in Verbindung mit heilpädagogischen Aspekten

Durch die Auseinandersetzung mit den Interviews ist es gelungen, aus der Innensicht die individuelle Logik von biografischen Verläufen obdachlos gewordener Menschen nachzuvollziehen. Im zweiten Schritt sollen die Interpretationsergebnisse dazu dienen, die eigene professionelle Haltung anzupassen sowie eine Weiterentwicklung der Interventionsmethoden anzuregen. Durch den gewählten Zugang am städtischen Stammpfad der Obdachlosen und mittels einer offenen Einstiegsfrage war es möglich, eine persönliche, gehaltvolle Verbindung zu den Interviewpartnern aufzubauen. Diese Erfahrung lässt den Schluss zu, dass eine narrative Gesprächshaltung ein geeignetes Instrumentarium im wirksamen Umgang mit der beschriebenen Zielgruppe sein kann. Trotz der berechtigten Frage, ob Obdachlose mit dieser offenen Gesprächssituation und den sich durch diese Art der Ansprache entwickelnden Schwierigkeiten umgehen können, scheint das Zutrauen zur Erzählkompetenz bereits ein wichtiger Bestandteil dieses Zugangs zu sein. Eine stringente und sensible biografisch-narrative Gesprächsführung kann das Gefühl von Selbstwirksamkeit bei den Betroffenen hervorrufen und eine autonom geführte Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte anregen.

An dieser Stelle sei auf die Bedeutung des Zuhörens verwiesen. Die narrative Gesprächsführung gibt vor, dass eine «methodische Fremdheitshaltung» sinnvoll sei, nämlich Zurückhaltung bei Nachfragen, Kommentaren und Bewertungen zu üben, sodass die Rolle des aufnehmenden Zuhörers eingenommen wird, wie es in der Praxis der Sozialen Arbeit nicht immer der Fall sein kann. Welche Wirkung eine solche Haltung haben kann, hat Michael Ende in seinem klugen Kinderroman «Momo» beschrieben: wenn die Romanheldin und Künstlerin des Zuhörens auf wundersame Weise ihren Gesprächspartnern Räume eröffnet, in denen diese sich selbst finden und entfalten

können. Auch Günter Wallraff berichtet in seiner Obdachlosenreportage von einem Erlebnis, in dem das Zuhören eine zentrale Rolle spielt. In einer mitternächtlichen Begegnung von einigen frierenden Obdachlosen beginnt einer zu reden: «Er friert, aber er merkt es gar nicht. Er erzählt in einem fort und redet sich das Elend von der Seele. Ich staune über die anderen, über uns alle, die wir ihm zuhören, obwohl jeder von uns schon so viele Geschichten gehört hat: wahre, erdichtete, ausgeschmückte, zusammenfantasierte, dürre, auf Fakten beschränkte. Alles Mögliche. Wir hörten weiter zu [...]». (Wallraff 2012, S. 95) Solche Räume des Zuhörens anzubieten, kann in der praktischen Tätigkeit einen grossen Erkenntnisgewinn darstellen, sowohl für den aufmerksamen Zuhörer wie auch für den erzählenden Klienten. Gelingt ein reflektierter Umgang mit den Vorgaben narrativer Gesprächsführung, ist ein völlig anderer Beziehungsaufbau möglich, unabhängig von einer defizitorientierten Perspektive und einem daran anschliessenden Massnahmenkatalog im Sinne einer klassischen Intervention. An dieser Stelle lässt sich an die Konzepte der Beziehungsgestaltung und Achtsamkeit der Heilpädagogik anknüpfen. Erstere macht es sich zur Aufgabe, durch den Aufbau wertschätzender Beziehungserfahrung von Grund auf akzeptierende und heilsame Wirksamkeit hervorzurufen: «Dies setzt eine Zuständigkeit voraus, die als Achtsamkeit verstanden werden darf: eine sensible Offenheit und bewusste Aufmerksamkeit für das, was sich bei mir und dem anderen im Erleben und Verhalten, das heisst in der Interaktion zwischen beiden, ereignet.» (Flosdorf 2009, S. 22) Hier bezieht sich Peter Flosdorf auf den Religionsphilosophen Martin Buber und dessen philosophischen Ansatz, menschliche Existenz als unlösbar von Beziehungserfahrung zu betrachten, wie er es in seinem Essay «Ich und Du» entfaltet hat. Für die Interviewsituation lässt sich die Einstellung der Achtsamkeit als Voraussetzung empfehlen. Sie verwirklicht sich durch volle Präsenz und zugleich eine in sich ruhende Haltung, um sein Gegenüber wahrzunehmen, was «[...] aber nicht nur hinblicken [meint] oder in die Distanz der registrierenden Beobachtung zu gehen, sondern heisst vorurteilsfreies Aufnehmen dessen, was durch die Sinne in mich eintritt und zugleich die Wahrnehmung dessen, was in mir selbst in diesem Augenblick an psychischer Zuständigkeit aktualisiert wird.» (Flosdorf 2009, S. 21) Diese Grundeinstellung ermöglicht eine an dem Relevanzsystem des Gegenübers orientierte Gesprächsführung. Dies muss auch mit Personen aufrechterhalten werden, die einen zunächst eher abstossenden Eindruck machen. Es gilt, dieses Kontaktangebot aufrecht zu erhalten und im (Mit-)Aushalten eine heilende Beziehung aufzubauen, die die schwierigen Lebensgeschichten dieser Menschen berücksichtigt. Die Implementierung einer solchen Gesprächsführung in den professionellen Alltag könnte die Chance eröffnen, neben dem Aufbau einer wirksamen Beziehung die individuellen Handlungsstrukturen offenzulegen, wie

es die Analyse zeigt. Es wurde deutlich, dass die Biografien der drei Männer durch eine prekäre Ausgangssozialisation mit dem Erleben von Ohnmacht bis hin zu Traumatisierungen geprägt sind. Ausserdem zeigt sich im Vergleich, dass jeder von ihnen Umgangsweisen gefunden hat, mit der Situation der Obdachlosigkeit zurechtzukommen. Dieser Blick macht deutlich, dass Obdachlosigkeit nicht vorrangig im Sinne einer Endstation, wie eingangs formuliert, zu verstehen ist, sondern als Bewältigungsversuch einer Lebenskrise, aus der eine eigene Daseinsform entwickelt wird. Die Biografieerzählung lässt sich als ein komplexes und in sich schlüssiges Gewebe begreifen. Dies gibt die Möglichkeit, die individuellen Ressourcen und Talente aufzudecken. Die Erzählung gibt nicht nur das Material, an dem die zu erwartenden Problemstellungen nachzuweisen wären. Sie sind vielmehr eigenständige, in sich zu würdigende, sprachliche Formen der je individuellen Geschichte. Dabei liegt gerade in der reduzierten sprachlichen Gestaltung, in der Sprachnot, von der sie zeugen, die Besonderheit. Denn die Erzähler vermögen ihre milieuverhaftete Sprechweise als Zeugnis des eigenen Lebensweges eindrücklich und individuell einzusetzen. Ein solcher Blick führt zu einer wertschätzenden Einstellung, wie sie auch der heilpädagogischen Haltung entspricht, wie sie Karl König für die Arbeit mit hilfebedürftigen Menschen erwartet: «Die ‹heilpädagogische Haltung› muss in jeder sozialen Arbeit, in der Seelsorge, in der Betreuung der Alten, in der Rehabilitation der Geisteskranken sowohl, als der Körperbehinderten, in der Führung der Waisen und Flüchtlinge, der Selbstmordkandidaten und Verzweifelten, aber auch in der Entwicklungshilfe, im internationalen Friedenskorpis und ähnlichen Bestrebungen sich zum Ausdruck bringen.» (König 2008, S. 46) Durch diese Erweiterung erscheint berufliche Wirksamkeit überhaupt erst möglich.

Bedeutung der Ergebnisse im gesellschaftlichen Kontext

Abschliessend möchte ich noch einmal Bezug nehmen zu der in der Einleitung entworfenen Szenerie und sie in Verbindung mit einer der erlebten Interviewsituation bringen. Für gewöhnlich gehören Obdachlose zum Stadtbild. Sie verkörpern die mittlerweile sich ausbreitende Angst vor dem sozialen Absturz, mit der konfrontiert zu werden uns Unbehagen bereitet. Daher rühren der ausweichende Blick und die Kontaktverweigerung der allermeisten Passanten, ein Verhalten, mit dem z.B. der amerikanische Pop-Art Künstler Duane Hanson spielt. Als Kunst, die ihre Motive aus dem realen, alltäglichen Leben zieht, verstehen sich seine hyperrealistischen Plastiken. Sie werben für Verständnis, für Mitgefühl mit Menschen, die leer, ausgebrannt, müde und einsam sind. Im geschützten Raum des Museums fordern diese Figuren dazu auf, genau hinzuschauen, und damit das auszuleben, was normalerweise vermieden wird.

Es besteht nicht das Risiko eines Blickkontakts, sie reagieren nicht auf zu intensive Inaugenscheinnahme und verweisen somit auf das ansonsten übliche Vermeidungsverhalten im Umgang mit den realen Menschen.

Mein Interviewpartner Alex hingegen verführt durch seine provozierende Installation die Vorübergehenden zum Lachen oder Staunen und dann auch zum Gespräch. Der verständnislose Blick der Gesellschaft äussert sich in der stigmatisierenden Ansprache eines Passanten: «Jetzt mal eine ganz blöde Frage: Warum sitzen Sie auf der Strasse?» [...] und [...] «wo übernachtet so ein Mensch wie Sie jetzt?» Und der Bewertung: «Das Leben soll doch ein bisschen Lebensqualität haben. Denn das ist ja keine Lösung hier.» Durch diese Frage gerät der Angesprochene in die Not, sich rechtfertigen zu müssen. Die darin enthaltene Ausgrenzung wird gerechtfertigt durch den moralischen Vorwurf, keinen Beitrag zum Gemeinwesen zu leisten und setzt sich fort in dem Urteil, dass im Unterschied zu den angepassten und leistungsbewussten Bürgern sie weder berechtigtes Mitglied der Gesellschaft seien noch überhaupt Rechte und Anerkennung beanspruchen dürften (Thomas 2010, S. 269). Während der Arbeit an diesem Thema hat sich meine Einstellung von der Fokussierung auf Bruchstellen und damit auf den Mangel dahingehend gewandelt, dass ich um die Existenz auf der Strasse als eigene Lebensform in einem, wenn auch beschränkten und gefährdeten, Mikrokosmos weiss und diese würdigen kann. Neben der veränderten Haltung im professionellen Bereich, auf die ich im vorigen Kapitel bereits eingegangen bin, gilt es – über die Almosen hinaus – auf eine gesellschaftliche Anerkennung hinzuwirken. Ansonsten läuft die Entwicklung der Gesellschaft auf einen Zustand hinaus, in dem die Vermehrung des eigenen Besitzstandes durch Leistung und Anpassung und somit materielle Werte alle anderen Werte dominieren. Im Umgang mit denjenigen, denen wir anerkennende Hilfe zukommen lassen, kann eine Gesellschaft zu einem Selbstverständnis gelangen, in der die Bewahrung von Humanität möglich wird.

Obdachlosigkeit in literarischer Darstellung

Trotz der intensiven Auseinandersetzung mit den einzelnen Lebensgeschichten bleibt bis zum Schluss die Frage nach dem entscheidenden Auslöser für ein Leben auf der Strasse offen. Von genau dieser Dynamik der Abwärtsspirale, die sich nicht gänzlich entschlüsseln lässt, wird auch der Autor Thomas Melle in seinem aktuellen und von Kritikern gelobten Roman «3000 Euro» geleitet und stellt dabei den Lesern einen jungen Mann im «Abstiegskampf» um seine bürgerliche Existenz vor. Ein abgebrochenes Jurastudium, Wohnungsverlust, Bankschulden in Höhe eines monatlichen Durchschnittseinkommens sind die äusserlich feststellbaren Fakten, die Anton, den

Protagonisten, auf die Strasse katapultieren. Er wehrt sich, sucht Hilfe bei der Mutter, bei Freunden zu finden und bei der Bank einen Aufschub zu erbitten. Vor der Bankangestellten sitzend, äussert er seine Ungläubigkeit gegenüber der eigenen Situation: «Es könne doch nicht angehen, dass er jahrelang ein guter, ehrlicher Bürger war, der alle seine Steuern und Rechnungen gezahlt hat, um nun wegen dreitausend Euro aus dem System gekegelt zu werden, einfach so. Das könne doch nicht angehen!» (Melle 2014, S. 44) Er stösst auf Ablehnung, was seine Ungläubigkeit zur Fassungslosigkeit steigert angesichts des unerheblichen Betrags, der ihn endgültig in den Abgrund stürzen soll. Er stachelt sich selber an, noch nicht aufzugeben, stellt sich vor, dass ihm noch immer Möglichkeiten bleiben: «Alles ist möglich, denn er lebt noch. Das lässt ihn kurz aufatmen. Anton steht vor einer leeren Werbefläche und malt Phantasiegesichter und Traumstrände hinein. Er hat einen Anzug. Er hat ein paar Tage. Und er will endlich seine Würde zurück.» (ebd. S. 38) Aber seine Illusionen und seine Kräfte verbrauchen sich rasch und seine Anstrengungen werden vom Gefühl der Vergeblichkeit unterlaufen: «Anton ist eigentlich schon Vergangenheit: So sah er sich in den letzten Wochen, so hatte er sich innerlich längst zu den Akten gelegt. Ein Untoter streift durch die Stadt.» (ebd. S. 39) Er durchlebt ein Pendeln zwischen dem Gefühl der Empörung und Gleichgültigkeit angesichts der letzten bürokratischen Schritte, bevor er endgültig ins gesellschaftliche Niemandsland entlassen wird. Im Zusammenhang dieses Beitrags, die sich mit Narrationen Obdachloser beschäftigt, erscheint eine Passage des Romans besonders interessant, in der es um die Versuchung geht, sich durch Suizid ganz aus dem Leben zu verabschieden. Was Anton davon abhält, ist das Eingeständnis von umfassender Sinnlosigkeit, die dieser Schritt bedeuten würde. Er vergleicht das Leben selbst mit einer Erzählung, deren Ausgang nicht nur das Leben beendet, sondern auch die Möglichkeit, ihm erzählend einen Sinn, eine Bedeutung zu verleihen. Dem Autor gelingt es in einer an Beobachtungen, Bildern und Nuancen reichen Sprache, den Absturz seines Protagonisten zu begleiten. Er verleiht Menschen eine Stimme, die nicht über die Kunstfertigkeit eines Sprachvirtuosen verfügen, aber dennoch – so mein Eindruck nach der Auseinandersetzung mit den Interviewtexten – ihre milieuverhaftete Sprechweise als Zeugnis des eigenen Lebensweges eindrücklich und individuell einzusetzen vermögen. Mein Plädoyer für eine grössere Wertschätzung der Narration in der Sozialen Arbeit, die eine grundlegende Achtung vor dem Schicksal der Erzählenden voraussetzt, möchte ich ausklingen lassen mit einem weiteren Zitat: «Denn es ist nicht die Addition guter oder schlechter Augenblicke, die als Summe ein gelungenes oder nicht gelungenes Leben ausmachen, sondern eine Dramaturgie, eine Erzählung, die schliesslich gut ausgehen soll, oder jedenfalls nicht schlecht» (ebd. 2014, S. 40). Oder in Achims Worten «War nicht schlecht, auch nicht schön. [...] Hätte besser sein können.»



Marie Hessel, geboren 1987 in Bonn; Sozialarbeiterin mit heilpädagogischem Profil.

Approbierter Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin in Ausbildung; die Arbeit wurde als Masterarbeit im Rahmen des Masterstudiengangs Heilpädagogik: Entwicklung, Forschung, Leitung an der Alanus Hochschule Alter erstellt.

Anmerkungen

1) Eigennamen der Personen, Orte oder Organisationen wurden geändert.

Literatur

- Buber, M. (1983): Ich und Du. 11., durchgesehene Auflage. Verlag Lambert Schneider, Heidelberg.
- Chasse, K. A.; Zander M.; Rasch K. (2003): Meine Familie ist arm. Wie Kinder im Grundschulalter Armut erleben und bewältigen. Leske + Budrich, Leverkusen.
- Flosdorf, P. (2009): Heilpädagogische Beziehungsgestaltung. 2., überarbeitete Auflage. Lambertus-Verlag, Freiburg im Breisgau.
- König, K. (2008): Das Seelenpflegebedürftige Kind. Vom Wesen der Heilpädagogik. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart.
- Melle T. (2014): 3000 Euro. Rowohlt, Berlin.
- Rosenthal, G.; Köttig, M.; Witte, N.; Blenziger A. (2006): Biographisch-narrative Gespräche mit Jugendlichen. Chancen für das Selbst- und Fremdverstehen. Verlag Barbara Budrich, Leverkusen.
- Thomas, S. (2010): Exklusion und Selbstbehauptung. Wie junge Menschen Armut erleben. Campus Verlag, Frankfurt am Main.
- Tiedemann, P. (2006): Was ist Menschenwürde? Eine Einführung. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt.
- Wallraff, G (2012): Unter null. Die Würde der Strasse. In: Günter Wallraff: Aus der schönen neuen Welt. Expedition ins Landesinnere. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln.